

Erwachsene Kinder alkoholbelasteter Familien

Eine Untersuchung unter Studierenden der Sozialen Arbeit

*Nadine Schulz; Juliane Stoppe;
Annemarie Jost*

Zusammenfassung

In einer Umfrage am Fachbereich Sozialwesen der Fachhochschule Lausitz, bei der wir gut zwei Drittel aller Studierenden erreichten, stellten wir fest, dass sich 16,4 Prozent als erwachsene Kinder eines alkoholkranken Elternteils bezeichneten. Die Betroffenen werteten ihre biographischen Erfahrungen eher als Chance denn als Risiko für ihren zukünftigen Beruf. Jedoch spielen auch typische Verletzlichkeiten erwachsener Kinder aus alkoholbelasteten Familien in Berufsfeldern der Sozialen Arbeit eine bedeutsame Rolle.

Abstract

In a survey carried out with the Department of Social Work at the Lausitz University of Applied Sciences we polled a good two-thirds of all students and found that 16.4 per cent of them described themselves as adult children of at least one alcoholic parent. These students considered their biographical experience as an opportunity rather than a disadvantage for their future occupation. Yet, typical vulnerabilities of adult children coming from families with alcohol problems play a significant role, in the professional fields of social work.

Schlüsselwörter

Student – Sozialarbeit – Alkoholkonsum – Familie – Motivation – Ausbildung

Einleitung

Wir wollten in unserer Untersuchung der Frage nachgehen, ob sich im (Diplom-)Studiengang Soziale Arbeit vermehrt erwachsene Kinder aus alkoholbelasteten Familien befinden, und wenn ja, welche Auswirkungen diese persönliche biographische Erfahrung auf das Studium und die spätere Berufstätigkeit haben könnte. Die Literatur zu den beruflichen Auswirkungen einer von einer elterlichen Suchterkrankung geprägten Biographie ist im deutschen Sprachraum erheblich weniger ergiebig als die Publikationen zu den Auswirkungen im persönlichen Umfeld. Wir sind bei unseren Recherchen auf keine vergleichbare Voruntersuchung über elterliche Suchtbelastung oder familiäre psychische Erkrankungen bei deutschen Studierenden gestoßen. Das Thema „Studierende aus alkoholbelasteten Familien“ wird

im amerikanischen Sprachraum jedoch bereits seit den 1990er-Jahren verstärkt aufgegriffen (*Cutler; Radford* 1999), insbesondere im Hinblick auf die Suchtprävention bei Collegestudierenden, dies war jedoch nicht der Schwerpunkt unseres Interesses.

So führten wir eine schriftliche Befragung und einzelne vertiefende Interviews am Fachbereich Sozialwesen der Fachhochschule Lausitz in Cottbus (Brandenburg) durch und stellen unsere Ergebnisse im Kontext der Besonderheiten der Studierenden der Sozialen Arbeit und der speziellen Herausforderungen und typischen Überforderungssituationen des Berufs dar.

Studierende der Sozialen Arbeit

Sozialarbeiterinnen und Sozialpädagogen werden überwiegend an Fachhochschulen, aber auch an Gesamthochschulen mit Fachhochschulgängen, Universitäten sowie vereinzelt an Berufsakademien ausgebildet. Die Zahl der Studierenden lag im Jahr 2003 bei über 60 000 (*Internet* 2008). *Berger* (2001) erhob, dass 75 Prozent der Studierenden bereits praktische Erfahrungen (zum Beispiel Ausbildungen, Zivildienst) mitbringen, bei denen es sich zu 35 bis 45 Prozent um eine abgeschlossene Berufsausbildung handelt, deren Häufigkeit mit zunehmendem Alter der Studenten auf fast dreiviertel steigt.

Der neunte Studierendensurvey kommt zu dem Ergebnis, dass im Jahr 2004 der Anteil der Frauen im Studiengang Sozialwesen an Fachhochschulen bei 84 Prozent lag, an Universitäten waren 73 Prozent der Sozialwissenschaftsstudierenden weiblich. Sozialwesenstudierende an Fachhochschulen weisen den höchsten Altersdurchschnitt unter allen Studierenden auf. Mit einem Durchschnittsalter von 26,7 Jahren im Jahr 2004 sind sie deutlich älter als Studierende anderer Fachbereiche. Ebenso ist das Durchschnittsalter der Sozialwissenschaftsstudentinnen und -studenten an Universitäten mit 24,9 Jahren das höchste aller Universitätsstudierenden (*Bargel* u.a. 2005).

Im Sozialwesen der Fachhochschulen sowie in den Sozialwissenschaften der Universitäten lässt sich die geringste Bildungsvererbung verzeichnen, das heißt, dass die Studierenden am wenigsten häufig aus Familien stammen, in denen mindestens ein Elternteil einen Universitäts- oder Fachhochschulabschluss besitzt. Im Jahr 2004 hatten lediglich 21 Prozent, also jeder fünfte Sozialwesenstudent an Fachhochschulen, einen akademischen Elternteil. Ein weiteres Merkmal dieser Studierenden mit einem akademischen Elternteil ist die hohe famili-

äre Fachtradition, denn es ist deutlich zu erkennen, dass die Kinder oft ähnliche Fachrichtungen studieren wie ihre Eltern oder ein Elternteil. Für Sozialwesenstudierende scheinen ideale Fachwahlmotive im Gegensatz zu materiellen Erwägungen eine dominierende Rolle zu spielen; hierbei sind Helfermotive von großer Bedeutung, die sich im Verlauf des Studiums von einer eingangs idealistischen Einstellung zu einer reflektierten Haltung weiterentwickeln (*Bargel* u.a. 2005, *Zahn* 2003).

Mögliche Überforderungen im Beruf der Sozialen Arbeit

Fachkräfte der Sozialarbeit und Sozialpädagogik werden besonders dort tätig, wo konflikthafte sowie überfordernde Situationen bestehen und Institutionen wie Familie oder andere Professionen an ihre Grenzen stoßen. Einerseits hat die Soziale Arbeit ihre eigene Ethik und Fachlichkeit, andererseits erfüllt sie einen festgeschriebenen, gesellschaftlichen Auftrag, mit dem sie immer neue soziale Probleme bearbeiten muss und auf stetig veränderte Rahmenbedingungen trifft (*Wagner* 1993). Aus dieser Arbeit erwachsen typische individuelle und organisationspezifische Überforderungssituationen, die insbesondere aus folgenden Faktoren resultieren:

- ▲ Idealisierung und mangelnde Selbstabgrenzung;
- ▲ persönliche Belastungen in Partnerschaft, Familie und Freundschaft;
- ▲ berufliche Belastungen durch „schwierige“ Klienten oder Klientinnen;
- ▲ Belastungsfaktoren im Team;
- ▲ belastende arbeits- und organisationspezifische Rahmenbedingungen.

Es stellt sich die Frage, ob einige Belastungskonstellationen möglicherweise durch die speziellen Verletzlichkeiten und Potenziale von erwachsenen Kindern aus alkoholbelasteten Familien akzentuiert werden.

Erwachsene Kinder aus alkoholbelasteten Familien

Woititz (2004) formulierte aus der therapeutischen Arbeit mit erwachsenen Kindern von Alkoholikern (EKA) typische Verletzlichkeiten und Lebensschwierigkeiten, die hier kurz zusammengefasst dargestellt werden, obgleich man die Population der in Therapie befindlichen EKA nicht ohne Weiteres mit der Gruppe der Studierenden aus alkoholbelasteten Familien vergleichen kann. Bei letzteren könnte es sich um eine besonders resiliente Gruppe handeln.

Die Vorstellungen erwachsener Kinder aus Alkoholikerfamilien von Normalität können unklar sein und

zwischen Problemkonstellationen und Idealisierungen schwanken. EKA haben nicht selten das Gefühl, anders zu sein als andere. Die Grenzen zwischen Lüge und Wahrheit sind für sie, da sie in ihrer Biographie oft mit Verleugnungen und Tabuisierungen konfrontiert waren, weniger eindeutig. EKA erleben sich bei der Gestaltung intimer Beziehungen verunsichert. Sie können sich sowohl übertrieben verantwortungsbewusst als auch verantwortungslos verhalten, können in Situationen zur Zuverlässigkeit neigen, in denen diese gar nicht angebracht ist. Sie neigen zu Selbstverurteilungen und geben an, oft weniger Spaß im Leben zu haben. Veränderungen, auf die sie keinen Einfluss haben, können zu Überreaktionen führen. Schwierigkeiten zeigen sich beim Durchführen längerer Aufgaben. Allgemein kann Impulsivität stark ausgeprägt sein. Die erwachsenen Kinder von Alkoholikern sind häufig besonders auf externe Anerkennung angewiesen.

Bei der Bewältigung der Situation, in einer alkoholbelasteten Familie aufzuwachsen, werden immer wieder typische Rollenmuster beschrieben (*Wegscheider* 1988, *Arenz-Greiving* 2003), die sich im Erwachsenenalter fortsetzen können: *Helden* übernehmen frühzeitig Verantwortung und nehmen oft die Rolle eines Helfenden für andere ein. Der *Sündenbock* beziehungsweise das *ausagierende Kind* zieht hingegen die Aufmerksamkeit zum Beispiel durch Aggressivität, Delinquenz und eigenes Suchtverhalten auf sich. Das *verlorene Kind* zieht sich eher in seine eigene Traumwelt zurück, zieht weder positive noch negative Aufmerksamkeit auf sich und bleibt für Eltern, Geschwister und andere Personen unauffällig. Der *Clown* fällt durch lustiges und albernes Verhalten sowie Aufgeschlossenheit auf und versucht auf diese Weise von der familiären Problematik abzulenken.

EKA verlassen frühzeitig ihr Elternhaus, denn sie wollen sich ihr eigenes Zuhause mit einem Partner, einer Partnerin schaffen, dem, der sie vertrauen und nahe sein können. Jedoch verwundert es nicht, wenn EKA, die tief in ihren Gefühlen verletzt worden sind, große Schwierigkeiten haben, dieses Zuhause und diese ersehnte Partnerschaft zu finden. Nähe- und Distanzfragen und komplizierte Selbstfindungsprozesse können in den späteren intimen Beziehungen eine große Rolle spielen (*Lambrou* 2005). Auch sind die eigene Suchtgefährdung und die Gefahr, einen alkoholkranken Partner zu wählen, erhöht (*Zobel* 2006, *Klein* 2005).

Während die partnerschaftlichen und familiären Themen von erwachsenen Kindern aus suchtbelasteten

Familien häufig thematisiert werden, ist die Literatur zu den beruflichen Konsequenzen im deutschen Sprachraum spärlich. Die Heldenrolle legt jedoch nahe, dass erwachsene Kinder aus suchtblasteten Familien, die diese Rolle verinnerlicht haben, eine besondere Affinität zu helfenden Berufen haben könnten.

Unsere Untersuchung

Die von uns durchgeführte empirische Untersuchung bestand zum einen aus einer schriftlichen Befragung aller Studierenden (quantitative Untersuchungsmethode) und zum anderen aus vertiefenden Einzelinterviews mit Betroffenen (qualitative Orientierung). Mittels eines Kurzfragebogens sollte vorrangig Aufschluss darüber erlangt werden, wie viele Studierende persönlich von einer elterlichen Alkoholbelastung betroffen sind. Ferner war die individuelle Sichtweise der betroffenen Studierenden hinsichtlich des Zusammenhangs ihrer biographischen Erfahrungen mit ihren Erfolgchancen im Beruf relevant. Zusätzlich diente die Umfrage der Gewinnung von Interviewpartnern. Die Befragung wurde im Wintersemester 2006/2007 im Querschnittsdesign durchgeführt. Es wurden 67,2 Prozent aller Studierenden des Fachbereichs Sozialwesen erreicht und ein Rücklauf bei den ausgegebenen Fragebögen von 98,9 Prozent erzielt (287 zurückgegebene Fragebögen). Neben dem Alter (Mittelwert 25,7 Jahre) und Geschlecht (82,9 Prozent weiblich) erhoben wir zwei Aspekte:

- ▲ Glaubst du, dass dein Vater oder deine Mutter ein(e) Alkoholiker(in) ist/war? Falls dies der Fall war:
- ▲ Siehst du deine familiäre Suchtbelastung eher als Chance oder eher als Risiko für deinen zukünftigen Beruf?

Darüber hinaus regten wir Betroffene an, sich zu einem vertiefenden Interview mit uns zu treffen.

Ergebnisse

Die zentrale Fragestellung nach der familiären Suchtbelastung wurde von 47 Studierenden positiv beantwortet. Das entspricht einem Anteil von 16,4 Prozent aller Antwortenden. Die Mehrheit von ihnen sieht die elterliche Alkoholproblematik eher als *Chance*. Die meisten positionierten sich in der Antwortskala von 1 bis 6 bei 5 (15 von 43) und 6 (13 von 43). Zwar bekundeten bei der Befragung 21 Studierende ihr Interesse für vertiefende Einzelinterviews, aber lediglich vier sicherten uns über E-Mail-Kontakt eine Zusammenarbeit zu, so dass die Ergebnisse der vertiefenden Interviews eher Einzelfallcharakter haben.

Für alle betroffenen Familien war die Tabuisierung der familiären Alkoholthematik charakteristisch,

dies bedeutet, dass darüber nicht gesprochen wird oder wurde. Die vier Studierenden berichteten, dass sie keine professionellen Unterstützungsangebote in Anspruch genommen haben. Drei der Befragten äußerten, dass es weder innerhalb noch außerhalb der Familie Personen gegeben habe, denen sie sich über einen längeren Zeitraum hinweg anvertrauen konnten und die sie unterstützten. Alle Interviewten werten ihre biographischen Erfahrungen eher als Chance für ihren zukünftigen Beruf. Sie vermuten, dass sie sich in ihrer späteren beruflichen Praxis besser in andere Menschen, die ähnliche Erfahrungen gemacht haben, hineinversetzen, sie besser verstehen sowie Beweggründe besser nachvollziehen können. Zwei Interviewpartner äußerten, dass ihnen die Soziale Arbeit dabei helfe, ihre eigene Vergangenheit zu bearbeiten oder dass sie mithilfe ihres Studiums ihrer Familie helfen könnten.

Drei hoben die Fähigkeit hervor, anderen Menschen gut zuhören zu können, sie bei Problemen zu unterstützen und ihnen beizustehen, also zu helfen. Zwei Studierende äußerten, dass sie gegenüber anderen Menschen eine besonders akzeptierende Haltung entwickelt hätten und soziale Lagen vielschichtig betrachten, hinterfragen und reflektieren könnten. Ebenfalls wurden eine höhere Eigenständigkeit, Selbstbewusstsein und „sensible Antennen“ als biographiebedingte Stärken benannt. Jedoch sehen alle Befragten auch Risiken für ihre zukünftige Berufspraxis, so zum Beispiel die eigene emotionale Betroffenheit sowie die Schwierigkeit, abzuschalten und Problemlagen nicht mit nach Hause zu nehmen. Weiterhin wurden Aspekte wie die Neigung zur Verausgabung und Überforderung sowie ein Mangel an professioneller Abgrenzung beschrieben. Weitere thematisierte Aspekte waren: Ein Mangel an Selbstsicherheit, Neigung zum Perfektionismus, Probleme mit Körperlichkeit und Nähe, Distanziertheit, Einbringen eigener Erfahrungen in Berufspraxis, Schuldgefühle, wenn nicht geholfen wurde, mangelnde Vorbildfunktion, weniger Professionalität aufgrund der Neigung, sich emotional stark zu binden, mangelnde Abgrenzung sowie Zurückhaltung.

Bezüglich der Frage „Bist du der Meinung, in jedem Arbeitsfeld der Sozialen Arbeit tätig sein zu können?“ antworteten alle Befragten, sie können sich *nicht* vorstellen, mit alkoholabhängigen Menschen zu arbeiten. Eine Befragte gab an, dass sie insbesondere die Arbeit mit männlichen Alkoholabhängigen als problematisch betrachte, eine andere äußerte, dass ihr die derzeitige praktische Tätigkeit mit den Kindern und Jugendlichen schwer falle, die ähnliche Lebensschicksale erfahren haben.

Fazit und Ausblick

Da ein nicht unerheblicher Anteil der Studierenden der Sozialen Arbeit – in unserer Untersuchung 16,4 Prozent – sich als erwachsene Kinder aus einer suchtbelasteten Familie einstufen, wäre es unserer Auffassung nach von großer Bedeutung, diesen Themenkreis in der Ausbildung zu fokussieren und in der berufsbegleitenden Supervision aufzugreifen – was sich angesichts der hohen Neigung zur Tabuisierung, welche die Betroffenen in ihren Ursprungsfamilien erfahren haben, als nicht immer ganz einfach erweisen kann. Andererseits birgt die Tatsache, dass Studierende der Sozialen Arbeit im Durchschnitt älter als andere Studierende sind und schon häufiger berufliche Vorerfahrungen gemacht haben, die Chance, dass eine gewisse Distanz zur Ablösungsphase vom Elternhaus eingetreten ist.

Durch die persönlichen Erfahrungen können Verletzlichkeiten die Arbeit im Beruf erschweren und zu typischen Nähe-Distanz-Problemen in der Helfendenrolle führen, welche – wenn Schwierigkeiten im privaten Umfeld hinzutreten – die Burnoutgefährdung erhöhen. Hier könnten spezielle Supervisionsangebote oder Selbsthilfegruppen für EKA in helfenden Berufen förderlich sein, die gezielt die besonderen biographischen Erfahrungen in ihren Auswirkungen auf die Gestaltung der professionellen Beziehungen beleuchten. Thematisch könnte man hierbei fragen nach:

- ▲ der Nähe- und Distanzregulation,
- ▲ den Grenzen zwischen Privatem und Beruflichem,
- ▲ dem Umgang mit Offenheit und Wahrheit,
- ▲ den Ansprüchen an die eigene Helferrolle und dem Umgang mit Misserfolgen,
- ▲ der Gegenübertragung eigener biographischer Erfahrungen auf Klienten und Klientinnen,
- ▲ dem Umgang mit langwierigen oder unerledigten Aufgaben oder
- ▲ den Erwartungen an die Anerkennung durch Teammitglieder/Vorgesetzte.

Andererseits gilt es, die von den Betroffenen wahrgenommenen Ressourcen und die besonderen Motive zum Engagement entsprechend zu würdigen. Insbesondere erscheint es uns wichtig, die Betroffenen nicht zu stigmatisieren, sondern das Augenmerk darauf zu richten, wie sie es geschafft haben, sich in einer nicht immer leicht zu bewältigenden familiären Situation resilient zu entwickeln und andere in der Bewältigung von Lebensschwierigkeiten zu unterstützen.

Literatur

Arenz-Greiving, I.: Die vergessenen Kinder. Kinder von Suchtkranken. Wuppertal 2003

Bargel, T. u. a.: Studiensituation und studentische Orientierungen. 9. Studierendensurvey an Universitäten und Fachhochschulen. Hauptbericht. Bonn/Berlin 2005

Berger, R.: Warum Sozialarbeit/Sozialpädagogik studieren? In: Berger, R. (Hrsg.): Studienführer Soziale Arbeit. Sozialarbeit, Sozialpädagogik, Sozialwesen. Münster 2001, S. 237-251

Cutler, H. A.; Radford A.: Adult Children of Alcoholics. Adjustment to a College Environment. In: The Family Journal: Counseling and Therapy for Couples and Families 2/1999, S. 148-153

Internet: http://www.uni-essen.de/isa/fg_sozial_gesund/sozialwesen/sozialwesen_hs_frm.htm (25.02.2008)

Klein, M.: Kinder aus suchtbelasteten Familien. In: Thomasius, R.; Küstner, U. J. (Hrsg.): Familie und Sucht. Grundlagen – Therapiepraxis – Prävention. Stuttgart 2005, S. 52-59

Lambrou, U.: Familienkrankheit Alkoholismus. Im Sog der Abhängigkeit. Reinbek 2005

Wagner, P.: Ausgebrannt. Zum Burnout-Syndrom in helfenden Berufen. Bielefeld 1993

Wegscheider, S.: Es gibt doch eine Chance. Hoffnung und Heilung für die Alkoholiker-Familie. Wildberg 1988

Woititz, J. G.: Um die Kindheit betrogen. Hoffnung und Heilung für erwachsene Kinder von Suchtkranken. München 2004

Zahn, H.: Wer studiert heute Sozialwesen? Eine empirische Untersuchung an der FH Ostfriesland. Konstanz 2003

Zobel, M.: Kinder aus alkoholbelasteten Familien. Entwicklungsrisiken und -chancen. Göttingen 2006